

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 38 (1958-1959)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER-RUNDSCHAU

Amerikanische Studien in Europa

Sigmund Skard, der Vertreter der Literaturgeschichte in Oslo und Direktor des dortigen Amerika-Institutes, legt in zwei Bänden ein Werk vor, das weit über den Kreis der Amerikanisten ein weiteres Publikum interessieren dürfte, weil es ein faszinierender Beitrag zum Problem der geistigen Beziehungen zwischen allen europäischen Staaten (einschließlich jener hinter dem eisernen Vorhang) und den USA ist¹.

Wenigen Leuten ist bekannt, daß die USA zu Anfang unseres Jahrhunderts, nachdem sie sich mit den europäischen Großmächten an der Niederwerfung der sogenannten Boxer-Rebellion in China beteiligt und mit ihren Partnern sich von China eine Entschädigung ausbedungen hatten, die ihnen zukommenden Gelder dazu verwendeten, Stipendien für chinesische Studenten auszuzahlen, die sich an amerikanischen Schulen eine Ausbildung holen wollten. Von einer ähnlichen Idee sind die USA ausgegangen, als sie — nach Überwältigung der Armeen der Achsenmächte im Zweiten Weltkrieg — die führende Besetzungsmacht in Westdeutschland geworden waren. Wie auf staatsrechtlichem und wirtschaftlichem, so sollten auch auf dem Gebiet der Erziehung und höheren Bildung amerikanische Erfahrungen und Grundsätze in der Besetzungszone zur Anwendung kommen und der deutschen Jugend Gelegenheit geboten werden, sich mit dem Bildungsgut Amerikas vertraut zu machen.

¹ Sigmund Skard: *American Studies in Europe. Their History and Present Organization*. 2 Bde. University of Pennsylvania Press, Philadelphia 1958.

Die USA haben bekanntlich, wie alle Kulturstaaten der Gegenwart — und wie es die Achsenmächte, ganz abgesehen von Rußland, mit besonderer Akribie und mit dem Ziel einer revolutionären Unterhöhlung der staatlich-ethischen Fundamente der demokratischen Staaten gepflegt hatten —, seit dem Kriege, als Teilaspekt der von ihnen übernommenen Aufgabe der Verteidigung der im Kampfe gewonnenen Führerstellung, als Repräsentanten des «Abendlandes», eine enorme kulturpropagandistische Aktivität entfaltet. Sie ist von Land zu Land verschieden. In Deutschland, so kann man sagen, war sie am deutlichsten sichtbar, weil bis zur Anerkennung der Eigenstaatlichkeit der westdeutschen Bundesrepublik die Möglichkeit der Einflußnahme besonders groß war und zeitweilen auch der Versuch gemacht wurde, in Verbindung mit den deutschen Stellen eine wesentliche Neuorientierung des gesamten Schulwesens in die Wege zu leiten.

Von dieser gesamten kulturpolitischen Arbeit greift Skard nur jene Bemühungen heraus, die zum Ziele hatten und immer noch haben, die Kenntnis Amerikas in Europa zu fördern, und ihn, den norwegischen Gelehrten und Amerikanisten, interessiert wesentlich nur die Frage, welche Entwicklung die amerikanistischen Studien in Europa durch die ganze infolge des zweiten Weltkrieges neuerstandene weltpolitische und gesamt-kulturelle Situation genommen haben. Die beiden Bände stellen aber, das sei betont, einen der interessantesten Aspekte neuester Geschichte dar (auf einem von den Fachhistorikern gewöhnlich vernachlässigten Randgebiet) und leisten insbesondere einen wertvollen Beitrag zur Aufhellung der kul-

turellen Probleme der Atlantischen Gemeinschaft und der sich moralisch mit ihnen verbunden fühlenden Länder.

Das Werk des Norwegers hat zwei voneinander wesentlich verschiedene Aspekte. Es ist ein unersetzliches Handbuch, das erste seiner Art, das die gesamte seit der Gründung der USA (1787) in Europa — nach Ländern geordnet — geleistete Arbeit zur Erforschung und Kenntnis der amerikanischen Kultur zur Darstellung bringt und in den Rahmen der europäisch-amerikanischen Gesamtentwicklung hineinstellt. Es enthält gleichzeitig ein Register aller in der Gegenwart auf dem Gebiete der Amerikanistik tätigen Vertreter sämtlicher literarischer und sozialwissenschaftlicher Disziplinen und der von ihnen bis 1957 geleisteten Arbeit an den europäischen Universitäten (Vorlesungen, Übungen) wie auch eine Analyse der an den Mittelschulen zur Ausbildung in Amerikakunde gemachten Anstrengungen. So dient es allen an Amerika interessierten Pädagogen und Wissenschaftlern als Nachschlagewerk zur Orientierung über die in anderen Ländern bestehenden Verhältnisse auf dem Gebiet der Amerikakunde, und es enthält Hinweise auf die einschlägige Literatur, die dem Problem Europa-Amerika in Vergangenheit und Gegenwart gewidmet ist, und für die Gegenwart eine Aufzählung sämtlicher Persönlichkeiten, Institutionen und Zeitschriften, die sich amerikanistischen Studien widmen.

Dem Autor wurde, wie er selber sagt, von einer Seite empfohlen, ein «more dispassionate» Buch (II, 64a) zu schreiben. Er hat diesen Rat nicht befolgt; hätte er es getan, so besäße sein Werk bloß die Bedeutung eines Nachschlagewerkes. So aber ist es nicht nur lesenswert, sondern auch «passionierend».

Für die Anglisten mag das Buch seine ganz besondere Bedeutung haben. Das eigentliche Anliegen des Verfassers ist die Frage, welche Stellung im System der Mittelschul- und Hochschulpädagogik dem Gebiet der Amerikakunde innerhalb der anglisti-

schen Studien zukommt. Darüber wurden in allen europäischen Ländern und mit besonderer Gründlichkeit in Deutschland nach dem Kriege große Debatten geführt. Geistesgeschichtlich interessant ist weniger diese Frage als der Umstand, daß die Frage der Einbeziehung der Amerikanistik zu einer besonders intensiven Diskussion der Frage führte, wie überhaupt fremde Kulturbereiche wissenschaftlich zu behandeln seien, wobei man sowohl zur Frage der sogenannten «Area studies», wie auch der «Interdepartmental studies» Stellung nehmen mußte. Als Resultat hat sich ergeben, daß speziell in Deutschland Versuche in der Richtung dieser neuen Formen konzentrisch von verschiedenen Disziplinen auf ein Gebiet ausgerichtet oder zentripetal von dem einen Gebiet ausstrahlender Studien unternommen werden (z. B. in Frankfurt und Stuttgart).

Die bedeutendste Neugründung ist zweifellos das Salzburg Seminar in American Studies (seit 1947), eine Art amerikanischer Filialuniversität auf europäischem Boden, die jährlich viele Hunderte an Amerika interessierter Studierender, Schriftsteller, Verwaltungsbeamte usw. auf Antrag zuständiger europäischer Stellen als Gäste des Seminars 1½ Monate zur Bearbeitung eines speziellen Problems amerikanischer Kulturkunde zusammenführt. Von dieser Salzburger Institution ist umgekehrt der Funke ausgegangen, der die europäischen Amerikanisten veranlaßt hat, sich in einer selbständigen Organisation zusammenzufinden, denen Sigmund Skard sein Werk sozusagen als Angebinde in die Wiege legt².

Die zukünftige Forschung wird sich zweifellos dem Thema des «Amerikabildes» und seines Wandels, d. h. des Einflusses des geistigen und des staatlichen Amerika auf den europäischen Geist vermehrt zuwenden. Seit der amerikanischen Revolution und

² The European Association of American Studies, der z. Zt. drei Schweizer im Vorstand angehören.

Staatsgründung war Amerika ein Begriff in der Politik, mehr noch ein Symbol. Die der Reform und der liberal-demokratischen Umwandlung der Verhältnisse des Ancien Régime ergebenden Parteien und Persönlichkeiten blickten immer zu den USA auf, besonders in der Zeit bis zur 1848er Revolution. Die Amerikaforschung hat Leistungen hervorgebracht, die — von den Amerikanern in hohem Maße bewundert — an die Stelle dessen zu setzen sind, was die Orientalistik, Indologie etc. mit Bezug auf den Osten hervorgebracht hat. Die Werke eines Alexis de Tocqueville (Frankreich), eines R. von Mohl (Deutschland), James Bryce (Großbritannien), Ostrogorski (Rußland), ganz abgesehen von den Arbeiten jener Europäer, die Lehrstühle an amerikanischen Universitäten übernahmen (etwa ein F. Lieber, Münsterberg, von Holst, Whitehead) oder der Amerikaner, die Europäer wurden (Henry James, T. S. Eliot), in unseren Tagen die Arbeiten jener fast berufsmäßigen Transatlantikpilger Denis Brogan, André Siegfried, sind Kristallisationen eines Gesprächs, das wir — obwohl wir Amerika sagen — mit uns selber führen, wie es Tocqueville, der größte der Interpreten, gleich verstand.

Skard verfolgt die Amerikalehre und -forschung durch die verschiedenen Epochen und wird ausführlich, wenn er beim ersten Weltkrieg anlangt, die Zwischenkriegszeit behandelt und die Nachkriegszeit. Da leuchtet dann klar durch, wie die Stellung für oder gegen Amerika ein Politikum ersten Ranges wird, die Taktik gesteuerter Verzerrung in die Amerikastudien eindringt.

Seit dem zweiten Weltkrieg wird, über alle Pläne der Pädagogen hinaus, Amerika zu einem Anliegen aller. Am sensationellsten sind die Umstellungen in Großbritannien, wo man nach einem Jahrhundert akademischen Snobismus' Churchills Bemerkung ernstzunehmen beginnt: «our future depends on our being mixed-up together with the Americans» (S. 71).

Es entbehrt nicht der Ironie, wenn wir erfahren, daß sich Hitler-Deutschland auf-

raffte, einen Lehrstuhl für amerikanische «Zivilisation» zu schaffen und die Universität Moskau heute einen solchen für «Amerikanischen Imperialismus» errichtet haben soll.

Die Schweiz nimmt in Skards Werk einen bemerkenswerten Platz ein. Überraschend mag sein, daß von allem Anfang an und ununterbrochen die Amerikalehre und -forschung bedeutsam war. Bei Johannes von Müller wird das Leitmotiv USA angeschlagen. Die James Fazy, Troxler, Bornhauser, Rüttimann, Eduard Fueter bis zu William Rappard in unseren Tagen sind Träger einer Tradition, die tief im politischen Leben unseres Volkes verankert ist. Erst kürzlich wurde uns klargemacht, wie J. C. Bluntschli, des großen Zürcher Völkerrechtslehrers, enge Beziehungen zu amerikanischen Gelehrten und zum Staatsdepartement ihn befähigten, zur Beilegung der schwersten Krise in den amerikanisch-britischen Beziehungen einen wesentlichen Beitrag zu leisten³.

Ohne in fundamentale Debatten verstrickt zu werden, wurde — speziell an der Universität Zürich — auf dem Gebiet von Literatur und Geschichte das Studium Amerikas dem Curriculum einverleibt, während schon für die Zeit vor dem ersten Weltkrieg Professor Skard feststellt: «This American work in Zurich compares favourably with that in any other European university city of the period» (S. 391). Andererseits entgeht es ihm auf Grund der fast überall an Ort und Stelle gemachten Sondierungen nicht, daß Lücken im Literaturbestand (speziell Zeitschriften) der Forschung Schranken auferlegen.

Der Weg Amerikas im europäischen Bewußtsein von einem Symbol zu einem Gegenstand der Lehre und Forschung, parallel dem Weg Amerikas vom Isolationismus zur

³ Felix Lehner: J. C. Bluntschli's Beitrag zur Lösung der Alabamafrage. Eine Episode im Werden der transatlantischen Solidarität. Europa-Verlag, Zürich 1957.

Führungsmacht der Atlantikstaaten — das ist der Gegenstand von Skards umfassendem Bericht. Er hat für alle zukünftige Forschung

auf dem Gebiet der Amerikakunde ein unentbehrliches Arbeitsinstrument geschaffen.

Max Silberschmidt

Zu neueren Büchern über die griechische Kultur

Die jüngere Vergangenheit hat uns eine ganze Reihe griechischer Kulturgeschichten geschenkt, vor allem in deutscher, aber auch in englischer Sprache. Es scheint in den letzten Jahren und Jahrzehnten ein Bedürfnis zu bestehen nach zusammenfassenden, dabei leicht verständlichen Darstellungen von Wesen und Leistungen jenes Volkes, in dem wir eine Wurzel unseres eigenen Seins erkennen.

Eine allseitig umfassende Kulturgeschichte des Altertums gibt es nicht und kann es gar nicht geben; das Gebiet ist zu weit, um von einem einzigen Geist überblickt zu werden, und eine von mehreren Gelehrten in gemeinsamer Arbeit geleistete Zusammenfassung (etwa die *Historia Mundi*) entbehrt dann wieder des Standpunktes der Einzelpersonlichkeit. Gerade dieser Standpunkt aber bedingt, daß eine Kulturgeschichte — und dies liegt im Wesen der Geisteswissenschaften überhaupt — niemals wirklich objektiv sein kann; die Person des Autors, das Volk, dem er entstammt, seine Zeit werden der Darstellung immer ihr Gepräge aufdrücken.

Von neueren Arbeiten dieser Themastellung sollen zwei herausgegriffen werden. Es handelt sich einmal um *Die Kultur der Griechen* von *Thassilo von Scheffer*, die 1955 im Phaidon Verlag, Köln, zum zweiten Male erschienen ist¹. Es wird nirgends erwähnt, daß die zweite Auflage ein bis auf die Vermehrung der vielleicht allzu reichlich und unkritisch gebotenen Bibliographie unveränderter

Nachdruck ist; man würde dann verstehen, warum einige neuere Ergebnisse nicht nachgetragen worden sind wie etwa die aufsehen-erregende Entzifferung der kretischen Schrift. Dem unermüdlichen Einsatz Scheffers für die klassische Welt verdanken wir eine große Zahl von Übertragungen aus der griechischen und römischen Literatur, deren Sprache er vollkommen beherrschte. Ein Übersetzer, der sich so intensiv mit Dichtung und Mythos der Hellenen auseinandergesetzt hat, besitzt wohl als erster die Voraussetzungen, über die griechische Kultur zu urteilen. Sein umfangreiches Buch behandelt rund 1000 Jahre, von der minoischen Zeit bis zum Ausgang der Klassik. In dem großen Programm soll auch nicht ein Punkt vernachlässigt werden; Poesie, Kunst, Staatswesen, Wirtschaft, alles kommt zum Wort. Doch wirkt die Ausbreitung von so viel Wissen ermüdend und schließlich sogar langweilig durch das Bedürfnis des Autors, über griechische Dinge nicht anders als mystisch und abgründig zu sprechen. Man vermißt die Akzente in dem breit dahinfließenden Strom von Erhabenheit, die beim Leser eher Trennung und Fremdheit als Nähe und Verstehen bewirkt. Wir werden einem so großen Unternehmen und dem Fleiß Bewunderung nicht versagen, und doch weht uns die Marmorkühle einer klassizistischen, nicht klassischen Griechenauffassung daraus an. Scheffer, der vornehme Norddeutsche von der Jahrhundertwende, wirkt in seiner ganzen Art und Weise altmodisch, nicht nur in gewissen Ansichten und Theorien wie etwa dem Panionismus, einer wissenschaftlichen Strömung, die die bedeutendsten Kultur-

¹ 233 Abb. auf Tafeln. 1. Ausgabe 1935.

güter und Anregungen aus dem griechischen Osten herleitete. Einige Abschnitte, die dem Verfasser besonders nahe liegen, sind mit viel Verständnis geschrieben, etwa die Seiten über die frühe Dichtung und Philosophie. Arge Versehen begegnen in den der Kunst gewidmeten Kapiteln. Leider stehen die vielen und zum Teil guten Abbildungen in keinerlei Zusammenhang mit dem Text; sie sind auch ohne sichtbare Ordnung aneinandergereiht. Abb. 61 zeigt einen Etrusker, von denen in diesem Buch ja nicht gesprochen wird; für die häßliche, überarbeitete, falsch ergänzte Kore Abb. 59 hätte man gewiß einen hübscheren Ersatz gefunden. Und warum erscheinen späthellenistische Bildwerke wie die Sieneser Drei-Grazien-Gruppe?

Gänzlich anders als der Deutsche Scheffer greift der Engländer *Heinrich D. F. Kitto* die Sache an. Als Professor für Altphilologie an der Universität Bristol bringt er die gelehrtesten Voraussetzungen mit, doch verfolgt er seinen Weg als Darsteller des griechischen Menschen abseits von Schulwissen und Zunftbeschränkung. In seinem Band «Die Griechen. Von der Wirklichkeit eines geschichtlichen Vorbilds²» geht es ihm nicht so sehr um Vollständigkeit — die Kunst beispielsweise wird nur gelegentlich am Rande gestreift — als darum, zu zeigen, was ein geniales Volk unter einem glücklichen Stern zu leisten imstande war und inwiefern diese Leistung in unserer heutigen Welt weiterlebt und weiterwirken soll. Es liegt Kittos Buch also eine mehr pädagogische als preisende Absicht zugrunde, wie schon im Untertitel anklingt; doch mit welchem persönlichem Anteil, mit welcher Liebenswürdigkeit wird das geschichtliche Vorbild heraufbeschworen! Ein wenig von der Charis und der Helle des alten Griechenland scheint in seinen Deutungen nachzuleuchten. Dabei läßt

² Aus dem Englischen übertragen von Hartmut von Hentig. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1957.

Kitto die Griechen häufig selber sprechen und legt sie so geistreich und so voll von menschlichem Verstehen aus, daß man fortwährend wünscht, sich gleich mit den zitierten und interpretierten Dichtern, Philosophen, Historikern eingehender zu beschäftigen. Auf wenigen Seiten wird oft ein Autor, dem man seit der Schulzeit nicht mehr begegnet ist, lebendige Wirklichkeit und sagt aus über sein Werk und die Welt, die es trägt. So zum Beispiel Thukydides, den Kitto gleich nach dem Dichter der Ilias und Aischylos verehrt: «Statt einen formalen Bericht von diesem Kriege zu geben, möchte ich lieber einige Abschnitte aus der Geschichte des Thukydides übersetzen oder umschreiben, in der Hoffnung, daß sie dem Leser einen Eindruck von dem Manne selbst geben wird, dann von den Griechen und ihrer Handlungsweise, von der athenischen Volksversammlung und ihrem Vorgehen, von ihrem Einfluß auf das Leben der Bürger und von dem tragischen Zusammenbruch der athenischen Moral unter dem Druck und den Härten des Krieges. Thukydides war ein reicher Athener aus gutem Hause, ein Bewunderer des Perikles, aber nicht seiner Nachfolger, ein Stratege zu Beginn des Krieges, ein Autor, dessen Geist einen überwältigenden Eindruck auf den Leser macht.» Der Passus zeigt, wie intensiv Kitto Menschen und Begebenheiten verflochten sieht, seine meisterliche Zusammenschau der Dinge. Das Lob weiterhin, das er Thukydides' Geschichtswerk spendet, könnte man, unter Beachtung der verschiedenen Ziele, auch auf Kittos Buch anwenden: «Thukydides verfährt wie die meisten griechischen Künstler, indem er seine Gedanken durch die Struktur, nicht durch Schilderung zum Ausdruck bringt — durch die Architektur und Disposition des Materials.» Disposition des Materials! Einigen einführenden Abschnitten über Land und Leute, über die Polis, über Homer, der geistigen Grundlage der Griechen, folgt als Hauptteil eine Darstellung des geschichtlichen Geschehens, in dessen Ablauf die großen Werke und Taten, sinnvoll

eingeorordnet, ihren lebensnahen Hintergrund erhalten. Den Abschluß bilden zusammenfassende Kapitel über Leben und Wesen der Griechen; jenes mit dem Titel «Mythos und Religion» beschränkt sich auf die Abklärung einer «Reihe von scheinbaren Widersprüchen, die den Leser vielleicht beunruhigen» — eine Beschränkung, die vielleicht der Sorge des rationaldenkenden Engländers entspringt von dem ziemlich genau Wißbaren abzugleiten in eine weniger klar anschauliche Welt; ist doch das Gebiet der griechischen Religion als einziger Zweig der Altertumsforschung in jüngster Zeit stark berührt worden durch Tiefenpsychologie und vergleichende Religionswissenschaft.

Nicht alle Gedanken in Kittos Buch sind neu; alle aber wirken so stark, weil sie in überraschender, bald humorvoller, bald bei aller Sachlichkeit erschütternder Art dargelegt werden. Alte Irrtümer kann man durch liebevolles Aushorchen der Quellen berichtigen. So war die Stellung der Frau in Athen nicht würdelos und schimpflich — nur eben, den ganz anderen Lebensbedingungen angepaßt, anders als in einer modernen Stadt. Das öde und freudlose Dasein der Spartaner wird

weniger freudlos in dem Augenblick, wo wir verstehen, daß dieses Leben für sie ein selbstgewältes *Ideal* bedeutete. Und zum tragischen Lebensgefühl der Griechen: «Sehr wenige Griechen haben sich die Welt als ein Jammerthal gedacht, mit dem man sich eben abfindet. Sie drängten begierig zu jeglicher Betätigung des Körpers, Geistes und Gemütes; ihre Freude, Dinge zu tun und zu lernen, wie sie getan werden, war schier ohne Ende. Der tragische Ton, den wir in der Ilias und in der meisten übrigen Literatur der Griechen vernehmen, wurde durch die Spannung zwischen diesen beiden Kräften erzeugt, der leidenschaftlichen Liebe zum Leben und der klaren Einsicht in die unabänderlichen Ordnungen.»

Wir wollen das Lob des vortrefflichen Buches nicht beschließen, ohne der feinen, einführenden Übersetzung *Hartmut von Hentigs* zu gedenken und ohne den Wunsch auszusprechen, daß diesem Band über das klassische Griechenland recht bald der in Aussicht gestellte über das hellenistische und römische Griechenland folgen möge.

Ines Jucker

Deutsches Bemühen um Boccaccio

Um das Jahr 1460, also vor ziemlich genau fünfhundert Jahren, entstand die erste deutsche Übersetzung von Giovanni Boccaccios *Decamerone*. Ihr Verfasser war ein gewisser Arigo, der das Geheimnis seiner Person, allen Bemühungen der modernen Wissenschaft zum Trotz, bis heute nicht preisgegeben hat. Aber wir haben wenig Grund, dies zu bedauern, denn sein Werk war keine künstlerische Großtat. Arigo kann nicht den Anspruch erheben, der beste von Boccaccios Übersetzern genannt zu werden, aber er war sein erster, und dadurch sicherte er sich einen dauernden Platz in der europäischen Ruh-

mesgeschichte des italienischen Dichters. Zwar hatten vorher außer dessen lateinischen Werken mindestens zwei Novellen, nämlich *Griselda* (X, 10) und *Guiscardo und Ghismonda* (IV, 1), den Weg über die Alpen angetreten, aber sie verdankten diese besondere Anteilnahme der gebildeten Welt des Nordens nur der Tatsache, daß sie von Petrarca und Leonardo Bruni einer lateinischen Bearbeitung würdig erachtet wurden. Der tätigen Fürsprache der beiden großen Humanisten ist es zuzuschreiben, daß diese beiden Novellen auch in späteren Zeiten größerer Aufmerksamkeit begegneten als andere und bessere

aus Boccaccios Schatzkammer. Abgesehen von solchen Ausnahmen ist es aber erst Arigos Übersetzung, welche das Hauptwerk der europäischen Novellendichtung dem deutschen Sprachraum zugänglich gemacht hat. Erst als das Werk in seiner Gesamtheit in einer mehr oder weniger getreuen Nachbildung vorlag, konnte eine ersprißliche Auseinandersetzung mit seinem Wesen und Gehalt stattfinden. Oder vielleicht müssen wir vorsichtiger sagen: hätte stattfinden können. Denn Boccaccios Novellenbuch wurde nicht als einheitliches und festgefügtes Kunstwerk verstanden und gewürdigt, sondern nur als eine Sammlung meist erheiternder Geschichten angesehen, welche den um dankbare Stoffe bemühten Autoren zur unversiegbaren Quelle wurde. Diese Zersplitterung des *Decamerone* in seine einzelnen Novellen, welche übrigens auch in Frankreich und sogar in Italien festzustellen ist, hat dazu geführt, daß der Sinn für die Gesamtstruktur des Werkes verloren ging. Aber dem Mißverstehen des Kunstwerks steht die gewaltige Tiefenwirkung der einzelnen Erzählungen gegenüber, und es ist keine Übertreibung, von einer eigentlichen Durchtränkung der europäischen Literaturen mit Stoffen Boccaccios zu sprechen. Wenn wir von Chaucer, Marguerite de Navarre, La Fontaine, Musset usw. absehen und uns nur auf einige deutsche Beispiele beschränken, so stoßen wir zunächst auf Hans Sachs, der dem Florentiner wie kein anderer verpflichtet ist, hat er doch in insgesamt 103 Meistergesängen, Spruchgedichten, Fastnachtsspielen, Komödien und Tragödien nicht weniger als 62 Novellen (die ihm in Arigos Übersetzung bekannt waren) bearbeitet. Zur selben Zeit hatte die oben erwähnte Novelle des vierten Tages als *Eine schöne Historia von des Fürsten zu Salerno schöner Tochter Gißmunda* bereits Einzug in Volks- und Schwankbücher gehalten und vermochte so dem Anspruch der Volkstümlichkeit zu genügen, den Gottfried August Bürger zweihundert Jahre später an seine Balladenstoffe stellte. Das bezeugt sein Gedicht *Lenardo und Blandine*. Schließlich sei noch auf Lessing

hingewiesen, der im Jahre 1778 seinem Bruder von dem «nährischen Einfall» berichtete, der im *Nathan* seine endgültige Form finden sollte: «Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stücks allzu früh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du und Moses, ihn wissen wollt, so schlägt das *Decamerone* des Boccaccio auf, Giornata I Nov. III Melchisedech Giudeo.»

Die Romantik brachte mit der Entstehung der modernen Literaturwissenschaft eine bedeutsame Veränderung in das Verhältnis zu den großen Texten der Weltliteratur. Auch der *Decamerone* hörte jetzt auf, nur ein Bergwerk der Dichter zu sein, und trat als Kunstwerk vor das Bewußtsein der Kritiker. Damit beginnt ein Bemühen, das bis heute fort dauert, und dem wir ein Bild Boccaccios verdanken, welches von dem jahrhundertlang überlieferten erheblich abweicht. Was die neueste Forschung mit Erfolg nachzuweisen unternimmt, ist in dem denkwürdigen Satz angedeutet, mit welchem Friedrich Schlegel im Jahre 1801 seine *Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio* eröffnete. Es heißt darin, daß dem Dichter des *Decamerone* nicht nur «eine geübte und sichre Hand im Einzelnen» nachzurühmen sei, «sondern man wird auch Absicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verstand ersonnen und verständig ausgeführt». Aber wenn die Wissenschaft in geduldiger Arbeit viele Vorurteile beiseite geschafft hat und mehr und mehr dazu kommt, das Werk in seiner ursprünglichen, vom Dichter als einem gläubigen Menschen des Mittelalters gewollten Einheit zu verstehen, so dringen diese Erkenntnisse nur mühsam bis zum lesenden Publikum vor. Deshalb bedeutet die Herausgabe des *Decamerone* auch heute noch eine große Verantwortung dem Dichter wie dem Leser gegenüber. Der Dichter hat ein Anrecht darauf, seine Absichten in vollem Umfange gewahrt zu wissen; der Leser, der mit den irrthümlichen Vorstellungen der Überlieferung an Boccaccio herantritt, soll die Möglichkeit er-

halten, anhand eines einwandfreien Textes sich ein eigenes, richtigeres Urteil zu bilden.

Zwei deutsche Ausgaben des *Decamerone* liegen uns zur Anzeige vor, und sie sind geeignet, die eben angedeutete Problematik zu veranschaulichen. Der Verlag Goldmann in München hat das Werk in die Reihe seiner Taschenbücher aufgenommen¹. So hoch alle Bemühungen anzuschlagen sind, die großen Literaturdenkmäler in billigen Ausgaben leicht zugänglich zu machen, so muß doch andererseits der Maßstab um der großen Verbreitung willen, welche diese Bücher finden, gerade hier ein besonders strenger sein. Die Wahl der dem Text zugrundeliegenden Übersetzung aus dem 18. Jahrhundert ist nicht sehr glücklich, vor allem weil sie der Genauigkeit ermangelt. Immerhin ist nicht auszumachen, in welchem Maße die Schuld den Herausgeber trifft, der die alte Übersetzung von «Unebenheiten und Seltsamkeiten» befreit hat, «um das Ganze für die Menschen der Gegenwart lesbarer zu gestalten». Wer eine solche an und für sich schon fragwürdige Bearbeitung noch hinzunehmen bereit wäre, erfährt dann im Schlußsatz des Vorwortes auf unmißverständliche Weise, aus welchem Geist diese Ausgabe geboren wurde: «Die etwas langatmigen Einführungen in das Gesamtwerk, sowie in die einzelnen Tage und Geschichten, sind im Interesse einer strafferen Gestaltung des Werkes für heutige Menschen gekürzt worden, ohne daß dabei wesentliche Bestandteile weggelassen wurden.» Das schlimmste sind hier nicht einmal die Kürzungen, sondern die Einstellung, aus der sie vorgenommen wurden, um so mehr, als der eigentliche Grund zweifellos im Raummangel zu suchen ist, was sich auch darin äußert, daß ein das leichte Auffinden der einzelnen Novellen gestattendes Inhaltsverzeichnis fehlt. Wenn die Notwendigkeit der Beschränkung auf einen Band bestand, so wäre es ehrlicher gewesen, eine geschickte Auswahl zu treffen, anstatt den Dichter der Langatmigkeit zu zeihen, um die Verstümmelung seines Werkes zu rechtfertigen.

Wenn der Betreuer dieser Ausgabe so

sehr bestrebt ist, den «Menschen der Gegenwart» Boccaccios Werk mundgerecht zu machen, so zeigt sich darin der Abstand, der uns Heutige von der mittelalterlichen Welt trennt. Aber der Graben ist nicht dadurch zu überbrücken, daß man das Werk dem Leser anpaßt. Vielmehr ist es zu allen Zeiten Aufgabe des Lesers gewesen, sich dem Werk zu nähern. Das erlaubt ihm ein vollständiger und fehlerfreier Text, wie ihn der Manesse-Verlag in seiner zweibändigen Ausgabe des *Decamerone* vorlegt². In einem klaren und gehaltvollen Nachwort zeichnet Horst Rüdiger das Bild des Dichters und seiner Kunst, und wer es gelesen hat, wird die Lektüre der hundert Geschichten gut vorbereitet in Angriff nehmen. Er wird dann auch nicht nur den Novellen selbst, sondern auch der Rahmenhandlung und den Einleitungen seine Aufmerksamkeit schenken, in welchen Boccaccio Sinn und Absicht seiner Erzählungen erläutert, denn es liegt in diesen theoretischen Erörterungen ein Schlüssel zum Verständnis seiner Welt. Wer etwa überall nur die zügellose Sinnlichkeit vermutet, welche dem armen Meister Giovanni einen großen, aber falschen Ruhm eingetragen hat, der lese die Einleitung zur Novelle I, 5, wo eine Theorie der Liebe entwickelt wird, welche sich ganz an die strengen Regeln des mittelalterlichen Gesellschaftszeremoniells hält. Überhaupt ist die Welt des Rahmens eine aristokratische und an einen genau festgelegten Lebenskanon gebundene. Das äußert sich auch sprachlich in einer ausgesprochenen Stilisierung, wofür die Naturbeschreibungen schöne Beispiele liefern. Es gibt in diesen Randteilen des *Decamerone* gewisse Wörter, die immer wiederkehren und so den Eindruck straffer Einheitlichkeit aufrechterhalten. Ein solches Schlüsselwort ist zum Beispiel das Adverb *donnescamente*, das die Sprechweise der erzählenden Damen charakterisiert. Wir haben an fünf Stellen die Übersetzung dieses Wortes nachgeprüft. Es wird einmal ausgelassen, einmal nicht ganz zutreffend durch «mit der den Frauen eigenen Würde» und die übrigen Male sehr gut durch

«mit weiblichem Anstande», «mit weiblicher Artigkeit», «mit weiblicher Anmut» wiedergegeben. Man könnte sich nun höchstens fragen, ob es in Anbetracht der stilisierenden Absicht des Originals nicht angezeigt gewesen wäre, auch in der Übertragung einen einheitlichen Ausdruck zu wählen. Aber solche Kleinigkeiten beeinträchtigen die Leistung des Übersetzers nicht. Überhaupt wäre es falsch, zu sehr auf der Stilisierung zu beharren, denn sie kennzeichnet vornehmlich den geordneten und adligen Kreis der Rahmenerzählung. Die Novellen selbst bleiben nicht auf solch enge Grenzen beschränkt, sondern umfassen alle sozialen Schichten und alle Breitengrade der damals bekannten Welt, wobei sich der Ton jedesmal aus dem Stoff ergibt. Weltweite Handelsreisen finden in diesem gewaltigen Werk ebenso wie derbe Scherze Raum, und neben den tragischen Schicksalen unglücklicher Königstöchter stehen Szenen bürgerlichen Familienlebens.

Auf Boccaccio als den dem allgemeinen Bewußtsein fremd und unbekannt gebliebenen Dichter zarter Intimität und liebender Sorge hinzuweisen gibt uns eine weitere Publikation willkommenen Anlaß. Gegenüber dem Hauptwerk mußten die übrigen Schriften Boccaccios stark in den Hintergrund treten. In Deutschland war es zuerst Friedrich Schlegel in dem schon erwähnten Aufsatz, der sich um ihre Sichtung bemühte. Im Jahre 1804 verdeutschte dann sein Bruder August Wilhelm in den *Blumensträußen* die einleitenden Verse aus dem *Ameto*. Aber die Übersetzungstätigkeit blieb eine spärliche, und heute kann der Insel-Verlag Rudolf Hagelstanges Nachdichtung des *Ninfale Fiesolano* mit der fast sensationell anmutenden Ankündigung «zum ersten Male deutsch» herausbringen³. *Die Nymphe von Fiesole* ist das

schönste von Boccaccios Jugendwerken. Es entstand wenige Jahre vor dem *Decamerone* (1349—1351), zwischen 1344 und 1346, und ist in Oktaven abgefaßt. Diese Strophenform stellt dem Übersetzer nicht nur rhythmische, sondern auch Reimschwierigkeiten, und das Lob, welches Rudolf Hagelstange für seine meisterhafte Umdichtung gebührt, gewinnt dadurch an Gewicht. Der Inhalt des 473 Stanzas umfassenden Gedichtes ist die Liebe zwischen dem Hirten Africo und der Nymphe Mensola, die mit beider Tod endet. Aber alles ist im Tone idyllischer Heiterkeit und ohne tragische Pose erzählt. Es ist die große Leistung des Übersetzers, die gewollte Einfachheit und die leise lächelnde Erzählweise seiner Vorlage gewahrt zu haben.

Als sich Friedrich Schlegel die Frage stellte, «in welcher Novelle etwa Boccaccios seine Eigenthümlichkeit am vollständigsten ausgesprochen habe», meinte er die Geschichte von Africo und Mensola nennen zu müssen. Auch wenn wir nicht so weit gehen wollen, können wir es nur begrüßen, daß diese wertvolle Ergänzung zum *Decamerone* nun in deutscher Fassung zur Verfügung steht, denn sie kann, zusammen mit der sorgfältigen Ausgabe des Hauptwerks, mehr als alle theoretische Bemühung dazu beitragen, einen der größten italienischen Dichter aus der Harlekinsverkleidung zu befreien, welche ihm mißverstehende Jahrhunderte aufgezwungen haben.

Hans-Jost Frey

¹G. Boccaccio: Das Decameron, Goldmanns Gelbe Taschenbücher, Band 347/48, München 1958. ²G. Boccaccio: Der Decamerone, Manesse-Bibliothek der Weltliteratur, Zürich 1957. ³G. di Boccaccio: Die Nymphe von Fiesole, übertragen von Rudolf Hagelstange, Wiesbaden, Insel-Verlag, 1957.

Der Weg ins Alter

Urteile von Männern der Wissenschaft

Das in erster Linie soziale Problem der Erhöhung der Lebenserwartung in unserer Zeit und wohl auch in Zukunft ist heute in allen zivilisierten Ländern äußerst aktuell. In der Schweiz allein bei einer Bevölkerung von 5 Millionen erreicht die Zahl der 60- und mehrjährigen Personen 700 000 (*Repond*). In einer Reihe von Aufsätzen verschiedener Forscher werden die Aspekte des höheren Alters und der damit verbundenen Fragen behandelt¹.

Auf eine kurze, zusammenfassende Einleitung von *Herbert Ludwig*, Basel, folgt eine längere Betrachtung über «Not und Glück des Alters» von *Hans Zbinden*, Bern, der in erster Linie die Auffassung vertritt, daß das geistige Erleben des alternden Menschen sich schon in der Jugend forme. Daher beruhe die richtige Altershilfe darin, in der Kindheit und Jugend den Grund zu legen für ein organisches Hineinwachsen in die letzte Reife. Er erwähnt auch die notwendigen Sicherungen des Alters, wie Freiheit von materieller Not, Freiheit von der Gnade der jüngeren Generation und als drittes sinnvolle Beschäftigung. In diesem Zusammenhang wendet sich der Autor auch gegen die schematische Festlegung der Altersgrenze. Auch *Fritz Below*, Straßburg, betont, daß die statistische Grenze von 65 Jahren in unserer Gesellschaft kein Alterskriterium mehr darstelle. Der Altersbegriff identifiziere sich mehr und mehr mit demjenigen der Erwerbsunfähigkeit. Es ist nicht etwa so, daß heute noch unbekannte Faktoren das Lebensalter der Menschen verlängern, sondern bekanntlich ist dies die Folge der gewaltig verminderten Säuglingssterblichkeit und der erfolgreichen Bekämpfung der Infektionskrankheiten.

¹ Der Weg ins Alter. Urteile von Männern der Wissenschaft, herausgegeben von der Pax, Schweiz. Lebensversicherungsgesellschaft. Birkhäuser, Basel 1958.

Wilhelm Röpke, Genf, wendet sich energisch gegen die Tendenz, immer mehr der staatlichen Fürsorge im Sinne des Wohlfahrtsstaates die materielle Sicherung der alten Menschen zu überlassen. «Man kann den Kreis der Unterstützten nicht beständig erweitern und die Summe der von ihnen beanspruchten Mittel nicht beständig erhöhen, ohne daß früher oder später der Punkt erreicht wird, an dem die Finanzkraft der nur Gebenden nicht mehr ausreicht.» So spricht Röpke von der «Pumpmaschine des Leviathan, des unersättlichen Staates». «Nicht mehr, sondern weniger Wohlfahrtsstaat, nicht weniger, sondern mehr Eigenvorsorge und freiwillige Gruppenvorsorge», wobei freilich zuzugeben sei, daß das Problem der Lebensvorsorge nicht ohne ein Minimum staatlicher Zwangsvorsorge gelöst werden könne. Der Wohlfahrtsstaat führe zu einem Budgetdefizit und die Steuerlast zur Unlust am Sparen und damit zur Geldentwertung und zur Nivellierung bis zur Verstaatlichung des Menschen hinter dem Eisernen Vorhang.

Der durch seine wertvollen Bücher über das Alter bekannte Arzt und Menschenfreund *A. L. Vischer*, Basel, gibt aus seiner reichen Erfahrung heraus Hinweise auf die seelischen Gefahren des Alters und auf Wege zu deren Bekämpfung. Ganz besonders betont er, wie wichtig es sei, den nicht mehr im Berufsleben stehenden alten Personen das Bewußtsein zu erhalten, daß ihr Leben nicht unnütz sei, sondern daß es noch einen Sinn habe, weiterzuleben.

Eric Martin, Genf, gibt eine kurze Übersicht über die eigentlichen Alterskrankheiten wie Arteriosklerose, deren Vergesellschaftung mit Zuckerkrankheit, die degenerativen Formen des Rheumatismus, welche Hüftgelenke, Kniegelenke und vor allem auch die Wirbelsäule befallen. Er geht auch auf die Besonderheiten des Verlaufs von Krankheiten bei alten Leuten ein, wie z. B. den

stillen, beinahe fieberlosen Verlauf einer Pneumonie oder die Tuberkulose des Greises unter dem Bild einer banalen Bronchitis, den langsamen, oft beinahe gutartigen Verlauf des Krebses bei sehr alten Kranken. Er teilt auch interessante Beobachtungen mit über den physiologischen Altersprozeß, wie bestimmte Verlangsamungen und Veränderungen des Stoffwechsels, über welche auch *Fritz Verzar*, Basel, in einem kurzen Kapitel: «Warum experimentelle Altersforschung?» berichtet. *Karl Miescher*, Basel, weist auf eine Arbeitsgemeinschaft hin, welche Physiologen, Internisten, Ophthalmologen, Pharmakologen, Dermatologen, Biologen, Chemiker und Mathematiker umfaßt, die sich unter dem Vorsitz von Verzar in Basel gebildet hat, um die Altersprobleme genau zu studieren. Das Ziel dieser Forschungen beruht darin, auch diejenigen Störungen, die als Alterskrankheiten charakterisiert werden, zu mildern und ihnen vorzubeugen.

André Repond, Monthey, vertritt eine eigenartige Hypothese. Im Gegensatz zu der allgemeinen Ansicht, daß sich von der Geburt bis zum Tode zunächst ein langsamer

Aufbau vollziehe, daß eine stille Reifeperiode darauf folge, die allmählich in einer mehr oder weniger raschen Abbauperiode ende, handle es sich um eine epigenetische letzte Lebensphase, welche analog der Pubertät und dem Klimakterium ihre Erscheinung Jahre hindurch latent gebliebenen Organistoren verdanke, wie sie von der Embryologie her bekannt sind. Die Beobachtung der psychologischen Vorgänge des Alters hat den bekannten Psychiater zu dieser Ansicht geführt. Repond ist der Meinung, daß es wenige alte Leute gibt, die sich mit dem Alter versöhnen und hat die Erfahrung gemacht, daß beinahe alle diejenigen, welche ihr Alter positiv bewerten, während ihres ganzen Lebens ein gutes seelisches Gleichgewicht besaßen. Auch dieser Autor empfiehlt als psychohygienische Maßnahme Beschäftigung für die Alten. «Man darf nicht glauben, daß vom Moment der Pensionierung an dieses durch das ganze Leben respektierte Höchstgebot inaktiviert und durch ein moralisches Recht auf Nichtstun ersetzt wird.»

Walter H. von Wyß

Musikbücher

Komponisten

Letztes Jahr erschien endlich die schon lange fällige, umfassende Monographie über *Willy Burkhard*¹. In wohlthuend schlichtem Erzählen läßt der Basler Musikologe *Ernst Mohr* die Jugendzeit Burkhardts in Bern, seine Studien in Leipzig, München und Paris, das Hineinwachsen in den Musikerberuf, den Kampf mit dem tuberkulösen Leiden und das Wiederaufleben in der anregenden Atmosphäre Zürichs lebendig werden. Die Werkbesprechungen gehen so weit ins einzelne, als es der Charakter des Buches als

einer Einführung in Burkhardts Kunst erträgt; sie sind um so wertvoller, als Burkhard die Analysen seiner Hauptwerke («Das Gesicht Jesajas», «Das Jahr», «Die schwarze Spinne», die Messe) gebilligt hat. Daß Mohr in seiner Würdigung von Burkhardts Persönlichkeit nicht nur die allgemein religiösen, sondern auch die christlich-kirchlichen Anliegen des Komponisten sieht und ernst nimmt, spricht für die Echtheit des hier gezeichneten Burkhard-Bildes. Die Beigabe von Burkhardts einziger größerer musiktheoretischer Studie («Versuch einer kritischen Auseinandersetzung mit der Zwölftontechnik»

nik)), das Werkverzeichnis, die Bibliographie und vorzügliche Abbildungen erhöhen den Wert des Buches.

Eine sympathische Auswahl von Äußerungen von und über *Othmar Schoeck* vermittelt die Reihe «Der Bogen²». Von Hermann Hesse, Arthur Honegger und Albin Zollinger finden sich gewichtige Beiträge, die allein schon für das Heft werben.

Der Atlantis-Verlag legt *sämtliche Schriften von Igor Strawinsky* in einem Band vor: Die 1936 geschriebenen «Erinnerungen», die als «Musikalische Poetik» angekündigten Vorlesungen an der Harvard-Universität (1939/40) und die «Antworten auf 35 Fragen», die Wiedergabe eines Interviews mit Robert Craft³. Dazu kommen ein hervorragend redigierter biographischer Bildbericht, ein Werkverzeichnis und ein profundes Vorwort von Willi Schuh. Daß die Memoiren und das künstlerische Credo eines der führenden lebenden Komponisten in solch konzentrierter Form zugänglich geworden sind, darf als ein Glücksfall bezeichnet werden. Fast unnötig zu sagen, daß man mit diesem Band auch ein wichtiges Stück zeitgenössische Musikgeschichte und -theorie in Händen hält.

Um fünfzig Seiten vermehrt und durch einen Brief von Thomas Mann eingeleitet, der die Versöhnung zwischen ihm und *Schönberg* nach den Differenzen um «Doktor Faustus» bestätigt, vermittelt die Schönberg-Darstellung des Berliner Musikschriftstellers *H. H. Stuckenschmidt* nun einen vollständigen Überblick über Leben und Werk des auch heute noch umstrittenen Komponisten⁴. Das Lob, das wir der ersten Auflage gespendet haben, bleibt bestehen: Stuckenschmidt weist begehbbare Wege zum Verständnis von Schönbergs einsamer Kunst.

Auch die von *Willi Schuh* herausgegebenen *Betrachtungen und Erinnerungen von Richard Strauß* sind in zweiter, erweiterter Auflage erschienen⁵. Unter den zehn neu aufgenommenen Beiträgen sind die «Bemerkungen zu Richard Wagners ‚Oper und Drama‘», ein Gedenkblatt für die Gattin, ein Manuskript

gebliebenes Vorwort zur Oper «Intermezzo» sowie die reizvolle Skizze über Schubert Erstveröffentlichungen.

Der von Willi Schuh betreute *Briefwechsel zwischen Richard Strauß und Stefan Zweig* dreht sich um die Entstehung und die ersten Aufführungen der Oper «Die schweigsame Frau», zu der Zweig das Libretto geschrieben hat⁶. Der den Briefwechsel überschattende nationalsozialistische Antisemitismus trägt dazu bei, daß neben der Kunst-Diskussion auch die Charaktere der Briefschreiber schärfer in Erscheinung treten. Daß Strauß immer auf der Seite von Zweig gestanden ist, darf nach dieser vollständigen Veröffentlichung der Briefe als erwiesen gelten.

Die Wiederauflage von *Bruno Walters* feinsinniger Mahler-Würdigung fällt in eine Zeit der zunehmenden Renaissance des Werks von *Gustav Mahler*⁷. Walter hat seine Erinnerungen und seine Betrachtungen aus einer einzigartigen Künstlerfreundschaft heraus geschrieben; das gibt seiner Darstellung Wärme und Lebendigkeit, aber auch die Beschränkung auf den Gesichtspunkt des wenig kritischen Interpreten von Mahlers Vermächtnis.

Viel mehr noch als die Musik von Mahler, die dank Bruno Walter auch in den Vereinigten Staaten Wurzel fassen konnte, ist diejenige von *Franz Schmidt* in ihrer Wirkung bisher auf Österreich und Deutschland beschränkt geblieben. Schmidt blieb der Romantik, dem Erbe von Bruckner, Wagner und Brahms verhaftet, und dies zu einer Zeit, in der im selben Wien Arnold Schönberg bereits die Konsequenzen aus der Ausweglosigkeit gezogen hatte; daß er Schönbergs «Pierrot lunaire» an der Wiener Akademie für Musik aufführen ließ, spricht für Schmidts noble Haltung gegenüber der von ihm selbst nicht praktizierten neuen Richtung. Aus der Feder von *Carl Nemetz* liegt nun eine von liebevollem Verständnis getragene Monographie über Schmidt vor, die das Biographische erschöpfend behandelt, die Werke in knappen Analysen bespricht und reich illustriert ist⁸. Zu einer geistesgeschicht-

lichen Gesamtwürdigung fehlt dem Verfasser freilich die Distanz.

Bach ist geschichtlich ungleich schwerer faßbar als nur schon Haydn oder gar Mozart. Daß *Willi Reich* in einem Manesse-Bändchen aus eigenen Äußerungen Bachs, aus Berichten von dessen Zeitgenossen und aus späteren Bekenntnissen zu Bach gleichwohl ein derart lebendiges Bild des großen Thomaskantors zu geben vermochte, bedeutet geradezu eine Überraschung⁹.

Mit großem Interesse durchgeht man das *Verzeichnis der nicht in der Gesamtausgabe veröffentlichten Werke Ludwig van Beethovens*, in dem der Winterthurer Beethovenforscher *Willy Heß* die seit der Gesamtausgabe aufgefundenen Werke des Meisters mit aller wünschbaren Gründlichkeit aufführt¹⁰. Er hat damit nicht nur verdienstliche Hinweise auf noch weithin unbekannte Beethovensche Musik gegeben, sondern auch wichtige Vorarbeit für eine nun fällige neue Beethoven-Gesamtausgabe geleistet.

Unter dem Titel *Mozart-Aspekte* haben *Paul Schaller* und *Hans Kühner* Essays von siebzehn namhaften Autoren herausgegeben¹¹. Beiträge wie diejenigen über Mozarts Klaviermusik von *Walter Georgii* (Tübingen), über Tanz und Tanzmusik von *Paul Nettl* (Bloomington) oder über Mozarts Kirchenmusik von *Johann Baptist Hilber* (Luzern) sind sehr lesenswerte Beiträge zur klassischen Formgeschichte; Studien wie diejenigen von *Wilhelm Kurthen* (Köln) über das «Ave verum corpus» und von *Hans Urs von Balthasar* (Basel) über das Abschiedsterzett in der «Zauberflöte» stellen wahre Juwelle einer Werkbetrachtung dar, und Aspekte wie «Mozart und das Phänomen des Todes» (*Horst Goerges*, Hamburg) oder «Mozart in der Dichtung» (*Josef Mühlberger*, Göppingen) gehören vollends zu den bisher wenig beachteten Themen der Mozartforschung. Unter den literarischen Gaben zum Mozartjahr 1956 darf dieses Buch eine Sonderstellung beanspruchen.

Zu den eigenständigsten Leistungen auf dem Gebiet der Mozart-Betrachtung gehört

Kierkegaards Studie über das Musikalisch-Erotische am Beispiel von Mozarts «*Don Juan*». Die Vermittlung ihrer wesentlichen Teile durch die Atlantis-Musikbücherei wird durch Autor und Bedeutung des Themas vollauf gerechtfertigt¹².

Die ersten zwanzig Jahre seines Lebens (1810—1830) hat *Chopin in Polen* verlebt. Die polnische Musikforscherin *Krystyna Kobylńska* hat mit rührendem Fleiß zahlreiche Dokumente aus dieser Zeit gesammelt, die mit Chopin in direktem und indirektem Zusammenhang stehen¹³. Auszüge aus kirchlichen Registern, Gedenkblätter, Zeugnisse, Briefe, Skizzen, Manuskripte, Erstdrucke, Notizen und Besprechungen in der Presse in Faksimilewiedergaben, zahlreiche Porträts und Bilder von Städten und Dörfern, die der junge Chopin besucht oder auch nur durchreist hat, füllen einen schön gedruckten Folioband, der uns in deutscher Ausgabe vorliegt. Dem Chopinforscher wie dem Chopinfreund ist dieses Album — in seiner Größe und Ausstattung ein sprechendes Zeichen der Anhänglichkeit Polens an Chopin — gleichermaßen willkommen.

Interpreten

Unter dem Titel «Thema und Variationen» hatte der Meisterdirigent *Bruno Walter* die Geschichte seines Lebens geschrieben, in seiner neuesten, *Von der Musik und vom Musizieren* genannten autobiographischen Veröffentlichung breitet er ein reiches und originelles Gedankengut vor dem Leser aus¹⁴. Das Buch wendet sich keinesfalls nur an junge Dirigenten, wenn der Verfasser auch in etlichen Kapiteln auf Probleme des Dirigierens und der Interpretation zu sprechen kommt. Auch in solchen Einzelfragen fühlt man sich von einem umfassenden Gestalter der musikalischen Realität angesprochen, der sich in einem kosmischen Sinnzusammenhang geborgen fühlt: Bruno Walter bekennt sich zur pythagoräischen Auffassung der Weltharmonie und gewinnt von daher sein Maß, seinen Standort gegenüber der neue-

sten Musikentwicklung und seine Hoffnung auf den Sieg einer organischen, humanen Musik.

Die in manchem einzigartige Erscheinung *Toscaninis* versucht der amerikanische Musikwissenschaftler *Robert C. Marsh* (Chicago) vom Biographischen und Charakterlichen her darzustellen und zu klären¹⁵. Er bringt es fertig, dabei in einem fast erstaunlichen Ausmaß — wie sehr neigen doch Biographen großer Künstler zur Vergötterung ihrer Helden! — objektiv zu bleiben und entwickelt interessante Kriterien zur Beurteilung von Orchesterleistungen. Auf wessen Konto geht wohl der Passus von Brahms fünfter (!) Sinfonie auf Seite 62?

Erich Valentin, der sich in München speziell der Instrumentenforschung widmet, verbindet sein Buch über das *Violoncello* — u. W. das bisher einzige diesem Instrument gewidmete Buch — mit einer Monographie über den deutschen Cellisten *Ludwig Hoelscher*¹⁶. Vom Standpunkt der Instrumentengeschichte aus mag man diese Verkoppelung bedauern; Valentin bringt jedoch den Leser am Beispiel Hoelschers in Tuchfühlung mit der cellistischen Spielpraxis und der Komposition für dieses Instrument. Bereichernd wirken die mitgeteilten Briefe von Sutermeister, Höller, Kaminski und anderen Komponisten an Hoelscher.

Essays

Unter der Überschrift *Nationale und universale Musik* hat der Pan-Verlag neue *Essays von Alfred Einstein* veröffentlicht¹⁷. Wiederum ist die Ernte reich, und es finden sich viele Aufsätze darunter, denen Verbreitung zu wünschen ist (wir greifen heraus «Das Madrigal und die Dichtung», «Max Reger und sein sinfonischer Prolog»). Und doch: Der Strom scheint zu versiegen. Man braucht nicht jede Zeile Einsteins der Nachwelt zu überliefern; es ist zum mindesten zweifelhaft, ob dies in den Absichten des großen Musikgelehrten gelegen hat.

Die Ortsgruppe Basel der Schweizeri-

schen Musikforschenden Gesellschaft hat dem im Jahre 1955 verstorbenen Basler Ordinarius für Musikwissenschaft, *Jacques Handschin* eine umfangreiche *Gedenkschrift* gewidmet¹⁸. Sie umfaßt, von Dr. Hans Oesch gesammelt, Aufsätze Handschins, welche nicht in Fachzeitschriften erschienen sind und sich daher an einen breiteren Leserkreis wenden. Von den 53 Beiträgen dieses Bandes gibt es kaum einen, der nicht durch die Sache oder durch Handschins originelle Darstellung zu fesseln vermöchte. Aspekte der mittelalterlichen und der russischen Musik, der Kirchenmusik und der Orgel stehen im Vordergrund; Studien über romantische Komponisten, Stellungnahmen zu Fragen des musikwissenschaftlichen Studiums sowie einige Nekrologe ergänzen das Bild einer reichen, gewissenhaften und außerordentlich fruchtbaren Forscherpersönlichkeit. Den anregenden Band eröffnet ein von Hans Oesch zusammengestelltes Verzeichnis von Handschins Schriften.

Ein Bändchen mit dem Titel *Erlöserin Musik* schenkt uns eine gewinnreiche Begegnung mit *Georges Dubamel* als Musikliebhaber¹⁹. Der Dichter erzählt seine Erlebnisse als Flötenspieler, er charakterisiert und verteidigt den begeisterten Amateur — wobei die mechanische und die gesendete Musik schlecht wegkommen — und zeichnet einfühlend den Typus des Virtuosen.

Musikgeschichte

Eine Musikgeschichte, die sich an einen weiteren Kreis wendet, es aber dem Leser gegenüber nicht billig macht, hat *Hans Mersmann* geschrieben²⁰. Der Zielsetzung nach handelt es sich um eine Geschichte der deutschen Musik, die aber dadurch, daß Mersmann die deutsche Musik in die gesamte Musikgeschichte stellt, die Bezeichnung *Musikgeschichte in der abendländischen Kultur* zu Recht trägt. Man freut sich an der objektiven Verteilung des Stoffs (Bach und Händel stehen nicht wie so oft fast am Anfang, sondern erst in der Mitte des Ganzen), am bedeuten-

den Anteil geistes- und kunstwissenschaftlicher Bezüge und an der geschickten Verflechtung von Persönlichkeits-, Stil- und

¹Ernst Mohr: Willy Burkhard, Leben und Werk, Atlantis-Verlag, Zürich 1957. ²Othmar Schoeck im Wort. Der Bogen, Heft 55. Tschudy-Verlag, St. Gallen 1957. ³Igor Strawinsky: Leben und Werk — von ihm selbst. Gemeinschaftsverlag Atlantisverlag, Zürich, und B. Schotts Söhne, Mainz 1957. ⁴H. H. Stuckenschmidt: Arnold Schönberg. 2. Aufl., Atlantis-Verlag, Zürich 1957. ⁵Richard Strauß: Betrachtungen und Erinnerungen, herausgegeben von Willi Schuh. 2. Aufl., Atlantis-Verlag, Zürich 1957. ⁶Richard Strauß/Stefan Zweig: Briefwechsel, herausgegeben von Willi Schuh. S. Fischer Verlag Frankfurt a. M. 1957. ⁷Bruno Walter: Gustav Mahler, ein Porträt. Neuauflage. S. Fischer Verlag, Berlin und Frankfurt a. M. 1957. ⁸Carl Nemeth: Franz Schmidt, ein Meister nach Brahms und Bruckner. Amalthea-Verlag, Zürich/Leipzig/Wien 1957. ⁹Johann Sebastian Bach, Leben und Schaffen. Eigene Aussagen, Berichte der Zeitgenossen, Bekenntnisse der Späteren, herausgegeben von Willi Reich. Manesse-Verlag, Zürich 1957. ¹⁰Willy Heß: Verzeichnis der nicht in der Gesamtausgabe veröffentlichten Werke Ludwig van Beethovens, Breitkopf & Härtel, Wiesbaden 1957. ¹¹Paul Schaller, Hans Kühner: Mozart-Aspekte. Walter-Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1956. ¹²Sören Kierkegaard: Mozarts Don Juan. Übersetzt von Hermann Kiy, mit Nachwor-

Formgeschichte. Es ist ein erstrangiges Werk.

Edwin Nievergelt

ten von Hermann Kiy und Willi Reich. Atlantis-Verlag, Zürich 1956. ¹³Chopin in der Heimat, Urkunden und Andenken, gesammelt und bearbeitet von Krystyna Kobylanska. Polnischer Musikverlag Kraków, 1955. Alleinauslieferung der deutschen Ausgabe durch Santo Vanasia GmbH., Köln, Streitzeuggasse 7. ¹⁴Bruno Walter: Von der Musik und vom Musizieren. S. Fischer Verlag, 1957. ¹⁵Robert C. Marsh: Toscanini, der Meisterdirigent. Ins Deutsche übertragen von Ilse Krämer. Pan-Verlag, Zürich/Stuttgart 1958. ¹⁶Erich Valentin: Cello, das Instrument und sein Meister Ludwig Hoelscher. Verlag Günther Neske, Pfullingen 1955. ¹⁷Alfred Einstein: Nationale und universale Musik. Neue Essays. Pan-Verlag, Zürich/Stuttgart 1958. ¹⁸Gedenkschrift Jacques Handschin. Aufsätze und Bibliographie, herausgegeben von der Ortsgruppe Basel der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft, zusammengestellt von Hans Oesch. Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart 1957. ¹⁹Georges Duhamel: Erlöserin Musik, deutsch von Walter Lenz. Albert Langen. Georg Müller Verlag, München. (La Musique Consolatrice, Editions du Rocher, Monaco 1946.) ²⁰Hans Mersmann: Musikgeschichte in der abendländischen Kultur. 2. Aufl. von «Eine deutsche Musikgeschichte». Hans F. Menck-Verlag, Frankfurt a. M. 1955.

Ein Skizzenbuch von Albert Anker

Das Schweizerische Institut für Kunstwissenschaft, Zürich, das sich in schönster Entwicklung befindet und vor Jahresfrist ein eigenes Heim im Seefeld beziehen konnte, plant die Herausgabe von wissenschaftlichen Publikationen in drei Gruppen. Die wichtig-

ste ist das auf weite Sicht projektierte «Corpus Artificum Helveticorum», das, in buchechnisch völlig neuartig organisierten Lieferungen erscheinend, quellenkritisch fundierte, von reich illustrierten Oeuvre-Katalogen begleitete Biographien nicht mehr le-

bender Schweizer Maler und Bildhauer darbieten wird. Daneben sollen in zwangloser Folge unter dem Leittitel «ARS» größere wissenschaftliche Abhandlungen herauskommen, wobei, dem Arbeitsbereich des Institutes entsprechend, den Untersuchungs- und Konservierungsmethoden die besondere Aufmerksamkeit gelten wird. Als dritter Publikationstypus ist die Reihe «Kleine Schriften» vorgesehen, in der Skizzenbücher, Diarien, Brief-Editionen und Ähnliches aufgenommen werden. Vier Veröffentlichungen der ARS-Reihe liegen zum Druck bereit vor; die erste Nummer der «Kleinen Schriften» aber ist soeben erschienen¹. Sie bringt ein Skizzenbuch Albert Ankers aus der Sammlung *Arthur Stoll* in originalgroßem Faksimile. Damit die Publikation nicht allein als Bilderbuch gelte, ist dem — wie das Original in grobe Leinwand gekleideten — Bändchen ein gesonderter, vom Institutsleiter Dr. *Marcel Fischer* geschriebener Textteil beigegeben. Er enthält eine Studie «Vom

¹ Marcel Fischer: Albert Anker, Skizzenbuch 1871. Sammlung Arthur Stoll. Einmalige Auflage in Faksimile-Druck, herausgegeben vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, Zürich. 82 Seiten Skizzen, 40 Seiten Einführungstext, Fretz und Wasmuth Verlag, Zürich 1958.

Zeichnen nach der Natur», in der über die Bedeutung des Zeichnens auch in der heutigen, der Natur entfremdeten Zeit sicher ins Ziel treffende Bemerkungen gemacht werden. Ihr folgt eine eingehende Würdigung des Skizzenbuches selbst und den Schluß bildet ein beschreibender Katalog der Zeichnungen. Die Wiedergabe der Skizzen ist bis zur Täuschung vollendet, wie denn überhaupt die ganze Erscheinung der Publikation jenes ungemischte Vergnügen gewährt, das eine rundum wohlgeratene, in allen Teilen gewissenhaft umsorgte Sache zu erwecken vermag. Aber man soll über dem Lob dieses Gelingens in der äußeren Darbietung die Freude am Inhalt des Büchleins nicht verhehlen. Hinter diesen Skizzen, die beinahe alle während eines einzigen Landaufenthaltes vom 11.—29. Juli 1871 im Gebiet des Thunersees entstanden sind, wartet nicht die Absicht der späteren bildmäßigen Verwendung. Es sind gezeichnete Tagebuchnotizen ohne besondere Zweckbestimmung, spontan hingeschrieben, wie sie ein freundlicher Zufall herbeitrug, völlig unproblematisch und aus dem Genuß des sommerlichen Augenblicks geboren, mit allem Sichselbstgenügen und jeder Freude am Nahen und Intimen, die dieser liebenswerte Meister zu empfinden vermochte.

Erwin Poeschel

Flugzeuge unserer Zeit

Die modernen Düsenjäger jagen sich mit doppelter Schallgeschwindigkeit, selbst die Düsenbomber erreichen mehr als 1000 km/h, während auch die Düsen-Verkehrsflugzeuge 800—900 km/h im Reiseflug erzielen. Ein militärisches Rekordflugzeug flog in 38000 m Höhe mit nahezu 3500 km/h und überschritt daher die dreifache Schallgeschwindigkeit. (Um diese Leistung recht zu verstehen, sei erwähnt, daß man die Schallgeschwindigkeit im allgemeinen mit 333 m/s, d. h. 1180 km/h

angibt; sie ist aber keine gleichbleibende Größe, sondern nimmt mit fallender Temperatur ab; so beträgt sie bei — 20 Grad Celsius noch 1149 km/h). Moderne Langstrecken-Verkehrsflugzeuge befördern 60—100 Fluggäste bei einer Reichweite von 6000 bis 8000 km, und die größten Truppentransporter können bis 400 Mann mit sich führen.

Die Evolution im Flugzeugbau dauert fort. Die Schwelle der Schallgrenze wird selbst von Serieflugzeugen mit Leichtigkeit

überschritten. Mehrfache Machzahlen werden geflogen, und schon legt sich eine neue Barriere in den Weg: die Wärmegrenze, die durch Reibungswärme bei überschnellem Flug entsteht.¹ Eine große Anzahl Versuchsflugzeuge treibt die Leistungen immer weiter vor. Auch diese zu kennen ist notwendig, weil sie für die zukünftige Entwicklung des gesamten Flugwesens bahnbrechend sein können.

Es ist ein großes Wagnis, eine prägnante Schau der heute im Einsatz stehenden Serie- und Testflugzeuge in Bildern wiederzugeben

¹ Mach-Zahl: nach dem österreichischen Physiker Mach benannt. Die Mach-Zahl stellt das Verhältnis der Fluggeschwindigkeit gegenüber der Schallgeschwindigkeit dar. Mach 1 bedeutet, daß die Fluggeschwindigkeit so groß ist wie die Schallgeschwindigkeit (333 m/sek); Mach 2 ist doppelte Schallgeschwindigkeit.

und die Entwicklungstendenzen sowie Charakteristiken kurz zu umreißen. *Georg W. Feuchter* ist es mit seinem Bildwerk *Flugzeuge unserer Zeit* gelungen². Es ist das Beste seiner Art und begeistert Laien wie Kenner gleichermaßen. Man hat den Eindruck, als gebe es bei ihm nur photogene Flugzeuge. Neben dieser Augenweide bietet aber auch der Text, knapp und klar, viel Wissenswertes und interessante Daten. Daß neben den Hubschraubern, Verkehrs- und Versuchsflugzeugen vor allem die Militärflugzeuge einen breiten Raum einnehmen, ist verständlich. Ein spezielles Kapitel ist auch den Triebwerken gewidmet, die an der Leistungssteigerung maßgeblich beteiligt sind.

Ernst Wetter

² Georg W. Feuchter: *Flugzeuge unserer Zeit*. Dritte, neu bearbeitete und ergänzte Auflage. Athenäum-Verlag, Bonn 1958.

In den nächsten Heften lesen Sie

General Kruls	Das militärische Potential des Westens
Dr. Josua Werner	Inflation und Gruppeninteresse
Dr. Sven Rydenfelt	Englands wirtschaftlicher Niedergang
Gustav Egli	Die Erfolgsbeteiligung
Dr. Gerhard Kaiser	Max Frischs «Homo Faber»
Dr. Otto Zinniker	Königsberger Erinnerungen
Dr. Peter Sulzer	Afrikanische Kurzgeschichten
Theaterberichte aus Paris und London	